



Auf dem Operationstisch verwandelt sich der Mensch in ein auf seine physiologischen Funktionen reduziertes Bündel Fleisch (Klinik Lindberg, Winterthur). SIMON TANNER / NZZ

Der geöffnete Körper macht uns sprachlos

Während einer Operation in einen Menschen hineinzuschauen, gehört zu den aufwühlendsten Erfahrungen. Von Martin R. Dean

Manchmal gerät man wegen einer Romanfigur in Not. Ein Arzt, eine von zwei Hauptfiguren, hatte sein Recht auf dem Papier behauptet und musste ausgestaltet werden. Auf einmal stand ich vor der Frage: Wie lebt ein Arzt, was denkt und fühlt er, wenn er beispielsweise eine Operation ausführt? Was geht bei dieser Grenzüberschreitung, bei der er ins Innere eines Menschen vordringt, in ihm vor?

Also ersuchte ich um Teilnahme an einer Operation und sah mich eines frühen Morgens, als von Corona noch lange keine Rede war, einem Ärzte- und Pflegerintenteam gegenüber, das sich anschickte, eine ältere Frau an der Wirbelsäule zu operieren. Bereits hatte die Patientin im Einleitungsraum eine Vollnarkose erhalten, und ich zog mir das sterile Schutzgewand über. Würde diese Verkleidung genügen, um meine ambivalenten Gefühle zu beruhigen und mir die Scheu vor dem Anblick und die Skrupel vor dem eigenen Voyeurismus nehmen? Hülfe mir die Umkleidung, das harte Geschäft eines Eingriffs mit ärztlicher Distanz zu bestehen?

Als der Chirurg das Skalpell an der markierten Stelle am Rücken der Frau ansetzte und ihr mit sicherer Hand ins Fleisch schnitt, schoss Blut hervor. Ich zuckte zusammen, als sei es mein Rücken, der hier entlang der Wirbelsäule aufgeschnitten wurde, es tat mir buchstäblich weh, obwohl ich gleichzeitig wusste, dass die Frau mittels Propofol einige Stunden lang nichts mehr spüren würde und vielleicht in angenehmen hypnagogischen Bilderwelten weilte. Stetig drang der Chirurg tiefer in den Rücken, wie beim Stollenbau, während der Narkosearzt an den Monitoren die Vitalfunktionen der Patientin überwachte.

Zwischendurch liess man mich einen Blick in die Wunde tun, und ich sah weissliches Rückenmark inmitten einer blutigen «Suppe» hervorspringen. Die klaffende Wunde markierte den Eingang ins Körperinnere, sie stellte – buchstäblich – die Schnittstelle zwischen aussen und innen dar. In der Wunde fällt das Innen und das Aussen des Menschen zusammen. Kafkas Erzählung «Ein Landarzt» fiel mir ein, in der der Blick des Arztes in die Wunde eines jungen Mannes dringt:

«Rosa in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, heller werdend zu den Rändern.» Doch je mehr sein Blick eindringt, desto mehr versagen ihm die Worte, und zuletzt denkt der Arzt: «Wer kann das ansehen, ohne leise zu pfeifen?»

«Vulnerando sanamus, wir heilen, indem wir verwunden», so lautet die Inschrift über der Alten Chirurgie in Gießen. Mein Bewusstsein musste sich wieder dieses zivilisatorischen Grundsatzes versichern, wonach die Medizin den Körper zu seinem Wohl verwunden muss. Der Anblick dieser tief in den Menschen hineinreichenden Wunde trieb mir den Kinderglauben aus, wonach Verletzungen dem Menschen Schaden zufügen. Verblüfft verfolgte ich die vor sich gehende Verwandlung des Menschen in ein namenloses, auf seine physiologischen Funktionen reduziertes Bündel Fleisch. Denn frisch aufgeschnittenes, blutendes Fleisch vermittelt einen unauslöschlichen Eindruck seiner Materialität.

Die Reparatur des Körpers

Operationssäle sind Schwellenorte zwischen Tod und Leben. Wie beim Gottesdienst sind die Abläufe nach Art der Operation geregelt und die Handreichungen unterliegen einer präzisen Dramaturgie. Gleichzeitig ähnelt ein OP einer Reparaturwerkstätte, vollgestellt mit Gerätschaften, Monitoren, Schläuchen, Kabeln und dem ganzen Besteck, mit dem die Körper geöffnet und der Revision unterzogen werden. Unsere westliche Medizin vertraut die Heilung des Leibes ganz der Techné, dem Zusammenspiel von Wissenschaft, Technik und Kunst, an. Immer genauer und komplexer rekonstruiert die Chirurgie den menschlichen Körper und unterwirft ihn einer immer ausgeklügelteren Apparatur.

Wie ein nüchternes Echo auf die Zurichtung des Körpers klang die Sprache im OP-Bericht: «Nach erfolgter Hautinzision in der Mittellinie über den Dornfortsätzen wurden subperiostal die Querfortsätze angefrischt. Kontrolliertes Besetzen der Pedikel von LWK4 und SWK1 mit Schrauben von 7 mm Durchmesser, Einbringen von zwei mit der entsprechenden Lordose versehenen Stäben und definitivem Fixieren mit den Hüt-

chen. Danach Verschluss der Wunde: epifasziale Präparation auf den linken hinteren Beckenkamm. Eröffnen der äusseren Kortikalis, Entnahme des kortikalen Spans und weitere Entnahme von reichlich Spongiosa. Blutstillung mit Knochenwachs und Spongostan, welches mit Bupivacain getränkt wurde. Schichtweiser Wundverschluss über Fasziennaht mittels Einzelknopfnähten.»

Ich dachte an Kafka: «Wer kann das ansehen, ohne leise zu pfeifen?»

Die Sprache der Medizin ist bis heute eine Anmassung. Nicht nur, weil sie den, der sie nicht versteht, ausgrenzt. Das tun alle Fachsprachen. Doch sind wir gegenüber dem Medizinerjargon wesentlich empfindlicher als gegenüber dem Kauderwelsch der Digitalisierungsfanatiker. Oder dem Jargon der Virologen, den wir in Corona-Notzeiten akzeptieren, weil wir uns von seiner Begrifflichkeit Handlungsklarheit erhoffen.

Zweifellos hat die Sprache der Medizin ihre eigene Wahrheit, vielleicht sogar Schönheit. Die Begriffe geraten, so schien mir, angesichts des lebendigen Leibes, leicht ins Zittern. Was sind Einzelknopfnähte, was ist eine Lordose? Was bedeutet das Wort «Schmerz», wenn er bei jedem anders ist? Medizinalbegriffe bannen die Krankheit und bündeln die Symptome. Wenn ich weiss, woran ich leide, geht es mir schon etwas besser. Symptome ohne Namen sind nicht behandelbar. So ist die Sprache der Medizin immer auch eine schöpferische Setzung. «Ein Wort, ein Satz – aus Chiffren steigen / erkanntes Leben, jähler Sinn». Nicht zufällig hat der Dichter und Arzt Gottfried Benn, dem das Wort ein Akt kreativer Setzung war, als einer der ersten medizinische Fachwörter als literarisches Kunstmittel gebraucht.

Der Medizinerjargon sichert dem Arzt das Herrschaftswissen und garantiert seinen gesellschaftlichen Rang. Zugleich nehmen wir das Exklusive des Jargons in Kauf, scheint uns darin doch gerade der Wissensvorsprung des Fachmanns gegenüber unserem Unwissen verbürgt. Ja, es verstärkt unser Vertrauen in eine Praxis, der wir unser Weh und Heil anvertrauen und vor der wir nicht möchten, dass sie als «Sprachge-

plätscher» (Adorno) daherkommt. «In jedem Fremdwort», schrieb er, «steckt der Sprengstoff der Aufklärung.»

In einem besonderen Masse ist der Jargon der Medizin als künstliche Setzung erkennbar, die den Eingeweihten vom Uneingeweihten scheidet. Natürlich sind wir empört, wenn wir nach einem diagnostischen Gespräch beim Arzt wenig bis nichts verstehen. Walter Benjamin, ein Freund der Wörter aus der Fremde, nannte das Fremdwort dagegen die «silberne Rippe» im Sprachleib.

An der Grenze des Sagbaren

Er war es auch, der das Operieren und das Schreiben in einem wunderbaren Aphorismus («Poliklinik») zueinander brachte: «Der Autor legt den Gedanken auf den Marmortisch des Cafés. (...) Dann packt er sein Besteck aus: Füllfederhalter, Bleistift und Pfeife. (...) Kaffee, vorsorglich eingefüllt und ebenso genossen, setzt den Gedanken unter Chloroform. (...) In den behutsamen Lineamenten der Handschrift wird zugeschnitten, der Operateur verlagert im Inneren Akzente, brennt die Wucherungen der Worte heraus und schiebt als silberne Rippe ein Fremdwort ein. Endlich näht ihm mit feinen Stichen Interpunktion das Ganze zusammen, und er entlohnt den Kellner, seinen Assistenten, in bar.»

Ich verliess den Operationssaal nach dreieinhalb Stunden mit einem Geheimnis, das ebenso profan wie unentschlüsselbar war. Ich hatte in den Menschen hineingesehen und war durch die Wunde an die Grenze des Sagbaren gestossen. Wie ich später hörte, hatte die Patientin die Operation gut überstanden. Hatte auch ich nun das nötige Besteck zum Ausschreiben der Hauptfigur? Der Gefahr, meiner Arztfigur zu viel Jargon einzuarbeiten, durfte ich nicht erliegen. Vielleicht musste mein Arzt einer sein, der bei aller routinierter Nüchternheit des Eingriffs selber verwundbar blieb vor dem Geheimnis des offenen Körpers.

Der Autor **Martin R. Dean** lebt in Basel. 2019 erschien sein Roman «Warum wir zusammen sind» im Verlag Jung und Jung.

Stetig drang der Chirurg tiefer in den Rücken, wie beim Stollenbau, während der Narkosearzt an den Monitoren die Vitalfunktionen der Patientin überwachte.